

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Im Dorfe

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Am Dorfe.



Der Sommer verlief ganz außergewöhnlich heiß und trocken. Seit Frühlingsanfang war kein nennenswerter Regen gefallen; selbst der als launenhaft von altersher verschriene April hatte sich heuer von Beginn bis zu Ende als standhaft erwiesen und mit immer gesteigerter Glut brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel hernieder auf die schmachtenden Fluren. Jetzt, im Juli, war der Mangel an frischem Futter so groß und die Aussicht auf ergiebigeren Nachwuchs so gering, daß die Mehrzahl der kleinen Bauern und Hofbesitzer gezwungen war, alles nur irgend entbehrliche Hornvieh und leider oft noch mehr zu Spottpreisen zu verkaufen, nur um es von der Krippe loszuwerden. Nirgends aber freute man sich der dadurch erzielten ungewohnt niedrigen Vieh- und Fleischpreise; denn die Ware, welche man erhielt, war geringwertig und eine um so empfindlichere Steigerung stand für das kommende Jahr in drohender Aussicht.

Aber Stadt und Land lag Sonntagsstille. Die breite, im Sonnenschein grelleuchtende Straße, welche das Dorf Gerstheim durchzieht, war menschenverlassen und öde. Nicht wie sonst sah man die Einwohner im sauberen Feiertagsgewand gruppenweise plaudernd beisammenstehen oder langsam und bedächtig ins Feld hinausgehen — da draußen gab's leider nichts zu schauen, woran sie, als Lohn für saure Wochenarbeit, Herz und Auge hätten erquicken können. Und wovon sollten sie schwätzen? Etwa davon, daß der Levy aus Mühlbach in diesem schweren Jahre noch mehr Geschäfte im Dorfe hatte, als es, Gott sei's geklagt, sonst schon der Fall war? Du lieber Himmel, sie wußten's alle und redeten nicht gern davon.

In der Hintertüre eines der größten Bauernhäuser stand Lene Heilmann, die stattlich angethane Bäuerin, und ließ ihre Blicke über den weiten Hof schweifen. Vor ihr auf der Schwelle hockte ein etwa neunjähriger Knabe, der aus einem Schüsselchen Milch mit Brotdücken löffelte. Hier deutete nicht das Geringste auf den herrschenden Notstand. Vor dem Scheunenthor lag ein großer Haufen vom Futterboden herabgestoßener Heubündel, die Hühner sprangen und flatterten pickend daran herum. Aus den geöffneten Ställen klang hin und wieder das Klirren einer Kette, das Schnauben eines Rosses oder das dumpfe, behaglich satte Brummen einer Kuh; auf dem Heilmannshofe hatte die Sorge noch lange nichts zu suchen. Dennoch lag im tiefsten Grunde von Lenes Augen ein Schatten, als trage sie einen geheimen Kummer.

Jetzt schrak sie zusammen. Von der Straße aus war ein Mann, welcher ein kleines blondzöpfiges

Mädchen an der Hand führte, in den Hof getreten und kam auf die Hintertüre zu. Wie er sich näherte, konnte man wahrnehmen, daß in seinem Äußern, obwohl er noch jung war, sich der Verfall schon bemerkbar machte, wie ihn ein fortgesetztes Wirtshausleben stets im Gefolge hat; ehemals mochte er ein recht ansehnlicher Mann gewesen sein.

„Mutter, der Eberle!“ verkündete der Bube, mit dem Milchschöpfen innehaltend, und rücksichtslos laut fügte er hinzu: „Gell, Mutter, der Waldläufer Eberle ist ein Lump, sagt der Vater!“

Trotz ihrer, von Lust und Sonne gebräunten Hautfarbe konnte man sehen, daß der Bäuerin das Blut in die Wangen schoß.

„Nun, wie thut's? Immer hübsch munter?“ fragte mit sichtlich erzwungener Lustigkeit der inzwischen Herangekommene an Stelle eines Grußes, er mochte des Knaben Worte noch gehört haben.

Sie hatte den Kopf zur Seite gewendet und antwortete nicht darauf, erst nach einer Weile sagte sie, auf die Stubenthür



„Mutter, der Eberle!“ verkündete der Bursche.

deutend: „Der Bauer ist drinnen.“ „Könnt' vielleicht besser mit dir reden,“ meinte er und suchte mit seinem flackernden Blick den ihren festzuhalten.

„Wißt' nit, daß ich mit dir was abzumachen hätt!“ gab sie abweisend zur Antwort. Indem öffnete sich auch schon die Stubenthür, und Heilmann, eine große, grobsehnige Gestalt mit spöttischen Gesichtszügen, schaute heraus. Der Waldläufer rückte den verbeulten Filzhut und trat mit dem Bauer in die Stube.

Die kleine Marie Eberle stand vor dem einzigen Sohne des Bauernhofes und schaute ihm zu. „Ach,

du hast Milch?" sagte sie seufzend; ihr rosenrotes Züngelchen kam zwischen den Lippen hervor wie das eines künftigen Käsechens.

"Möchtest leicht auch? Wart, ich hol' dir," sagte mitleidig die Bäuerin und ging eilig dem Milchsteller zu, aus welchem sie bald mit einer gefüllten Schüssel zurückkehrte. Das Mariele hatte sich in fröhlicher Erwartung des Verheißenen schon auf der Thürschwelle zurechtgerückt, so breit es ihrer kleinen Gestalt nur immer möglich war; mit glattgestrichenem Schurz saß sie da, so daß sich der Bub neben ihr sogar ein wenig hatte zusammenschieben müssen. Nun löffelten sie beide um die Wette.

"Gell, so was hat's bei euch nit oft?" fragte Seppel prozig.

"Nein du," antwortete sie, "wir haben bloß eine Kuh und die hat nit ein bißel mehr zu fressen. Mein Vater ist zu deinem gegangen, um Heu nachzutragen."

"O, wir haben acht Küh' und zwei Kälber zum Aufziehen, zwei Schefen," prahlte er, "und so viel Heu!"

Dem gegenüber schien sie auch nicht zurückbleiben zu wollen, sie rief: "Aber dafür haben wir sechs Kinder, und ihr habt bloß dich!"

Der Bub lachte spöttisch auf. "Für arme Leut' ist das recht," meinte er altkug. "Je mehr Kinder, je mehr können auf den Bettel gehen."

Dem frechen Worte folgte die Strafe auf dem Fuße. Er hatte kaum ausgeredet, als er einen harten Krach auf dem Schädel und es in nassen Strömen über Nacken, Gesicht und Ohren herabrieseln fühlte. Zornrot im Gesicht war das Mariele aufgesprungen und hatte ihre Milchschüssel samt Inhalt ihm über'n Kopf gestülpt.

"Da hast du deinen Bettel, behalt ihn!" rief sie.

Eilig sprang die Bäuerin hinzu. Sie fürchtete, daß Seppel, wie er es in ähnlichen Fällen zu halten pflegte, in gellendes Geschrei ausbrechen und dadurch den Bauer herbeiziehen werde. Zu ihrer Verwunderung aber blieb der Bub' ganz still, ließ sich willig von ihr an den Brunnentrog führen und von den Spuren der eben erlittenen Niederlage säubern; ja, als er erst wieder aus den Augen zu schauen vermochte, sah er mehr erstaunt und verblüfft denn zornig zu der Kleinen hinüber, die, noch nachträglich über ihre kühne That erschrocken, mit dem Finger im Munde auf der Schwelle stand. "Das gäb' einmal eine rechte Frau für den Buben," ging es der Lene durch den Sinn, "die fürchtet sich nit vor ihm, wie ich mich allzeit vor dem Bauer hab' gefürchtet." Sie seufzte leis auf.

Drinnen in der Stube stand unterdessen der Waldläufer vor dem Hofbesitzer wie der arme Sünder vor seinem Richter. Natürlich war er, der Bedürftige, zu dem Wohlhabenden mit einem Anliegen gekommen, und es wäre ihm wahrscheinlich leichter geworden, es zuerst der Bäuerin vorzutragen und sich die Fürsprache derselben zu sichern. Der Eberle und

die Lene waren als Nachbarskinder miteinander aufgewachsen und späterhin ein Liebespaar geworden. Eberle, wenn er auch nicht gerade vermöglich war, so hatte er doch von seinen Eltern ein fast schuldenfreies kleines Anwesen ererbt und war außerdem ein hübscher Bursch; die Lene aber war eines armen Häuslers schönes Kind. Da kam der reiche Bauer vom Heißmannshofe und begehrte sie allen Ernstes zum Weibe. Vater und Mutter erachteten es für ein unverhofft großes Glück und konnten nicht verstehen, daß dem Mädchen der reiche Freier gar so unwert schien. Sie redeten und drangen in sie und schalten, und so war sie eines Tages Lene Heißmann geworden. Der Eberle trank sich zur Feier dessen zum erstenmale einen Kapitaltausch.

Er hätte es heute als ein schlimmes Vorzeichen nehmen dürfen, daß Lene es zurückgewiesen, mit ihm zu verhandeln; daß der Bauer, nachdem sie zusammen in die Stube getreten waren, sich selbst ein Glas Wein aus dem auf dem Eichentisch stehenden Krug gegossen, ohne ihm den Willkomm zu bieten; daß er sich auf die Bank, welche den mächtigen Kachelofen umlief, niedergelassen, ohne ihn gleichfalls zum Sitzen aufzufordern.

"Ich kann's nit glauben, daß dies dein letztes Wort in dieser Sach' solt' gewesen sein, Heißmann," sagte Eberle jetzt.

Der andere zuckte nur gleichmütig die Achseln und spie auf den Boden.

"Denk, Bauer, es ist unsere einzige Kuh, schier unser letztes. Andere Jahre haben wir als noch den Grasschnitt an den Wegrainen gehabt und in den Gräben, diesmal ist alles versengt und verdorrt, daß man keinen Stallhafen damit könnt' durchfüttern. Ja, wenn ich meine schöne Bachmatte noch thät' haben!"

"Kann ich dafür, daß du sie nicht mehr hast?" fiel der Bauer ein.

"Etwa ich? Der viele Mißwachs all die Jahre daher, der Hypothekenzins auf dem Häusel, alle Jahr ein klein Kind in der Wiegen —"

"Und der gute Wein im Schwanen," fügte der Bauer mit kurzem höhnischen Aufstachen hinzu.

"Red' nit von dem," fuhr Eberle auf; "wer so sitzt wie du, weiß freilich nit, wie's einem armen Teufel zu Mut ist. Eins muß der Mensch doch haben, wenn ihm sonst alles wider 'n Strich läuft! — Nochmal, Heißmann, deine Speicher sind zum Brechen voll von Heu und Futterkraut: ein paar Zentner davon, du spürst es nit einmal, mir aber rettetest du das letzte Stück Vieh im Stall, das ich sonst morgen schon müßt' dem Metzger geben für 'n Pappenstiel."

"Freilich wohl, kannst haben, Eberle. — Hier das Geld, da das Heu, so nimm' ich's glattes Geschäft."

"Heißmann, du hast doch auch ein Gewissen! Geld hab' ich jetzt keins, sell weißt du so gut wie ich selber. Aber sonst" — er trat vertraulich thugend, einen Schritt näher — "Raubstreu ist doch auch was

wert, ist rar alleweil! Wenn dein Knecht in den Wald kommt gefahren wegen dem, ich seh's nit, mit keinem Aug' will ich's gesehen haben."

Zach sprang der Bauer auf. „Jetzt ist's aus, alleweil haben wir gered't! Und nun erst grad thu' ich's nit! Oho, denkst gar, weil du einer bist, darfst jeden für 'n Lumpen ästimieren? Und weil du, du vom Gewissen schwägest, grad weil ich eins hab', geb' ich dir nichts. Es giebt irgendwo ein Sprüchel: Reisende Leut' soll man nit aufhalten; man darf frei schon sagen: Wer mit Gewalt ver-lumpen will, den soll man nit aufhalten'. Nachher paßt's für dich. Hast nit ein nett's Gütle gehabt? Wo ist's hin? Im Schwanen hast's angehängt, Schoppen um Schoppen, eine Dachschindel, einen Stein um den andern! Wo sind die Felder und Matten, die dazu gehörten? Verderben und verrotten hast's lassen, das liebe Gottesgut! Wer um Sommer-johanni Schnee schippt, kann freilich nit auf'm Platz sein, wenn's Zeit ist zum Bestellen und Ernten. Ein Stück nach dem andern verschleudert, ein Stück nach dem andern verlumpt! Zuwidere Jahre und Miß-wachs — wohl, wohl, wir alle haben sie mit leiden müssen; aber der, der sich ehlich und fleißig rührt und wehrt, der findet noch allemal Hilf' beim reichen Bauer. Jedoch, um's in den Brunnen zu schütten, in ein Faß ohne Boden, dazu haben wir zuviel Gewissen.“

Wie geknickt stand der Eberle da. „Der Jud',“ winselte er, „der elende Jud'.“

Der Bauer ließ die Faust auf die Eichenplatte des Tisches fallen, daß es dröhnte. „So ist's die rechte Art,“ rief er, „erst selbst ein Tagdieb sein und dann andre drum verklagen. Der Jud'! jammerst du, als hätte der dich dahin gebracht, wo du jetzt siehst: selber hast du's gethan, und es hat dir gar arg pres-siert damit; der Levy aus Mühlbach hat nur ge-holfen, daß es ein wenig schneller geht, und er hat recht daran gethan. Reisende Leut' soll man nit aufhalten, beileib' nit, auf die Sprüing' soll man ihnen helfen! Die erste Hypothek aufs Gütle, da-mit die Saufgroschen im Schwanen nit mangeln — der Levy war da, der gab sie mit Kufhand; als der Zins zu rechter Zeit nit war vorhanden, schlug man ihn dazu. Auf's nächste Jahr oder 's übernächste war die zweite vornöten und diesmal holte man sich den Zins aus der schönen Bachmatte, und so weiter und weiter, bis die ganze Hofrätte zum Teufel war. Der Levy hat sie im Sack, sell wohl; du hast sie ihm ja schier angetragen, daß er ein Narr gewesen wäre, hätt' er nit zugegriffen! Steckt er seine Nas auf den Heißmannshof, um ein Stück Vieh zu handeln oder sonst was — er bietet, ich heische. Werden wir nit einig, so zieht er ab; er ist nit reicher, ich bin nit übervorteilt und kann's gern abwarten, bis er mit 'nem anständigeren Gebot wiederkommt. Kommt er nit, was verschlagt's mir?“

„Wer mit dem Jud' zu thun hat, ist doch alle-mal der Betrogene,“ warf Eberle ein.

„Wenn ich das nur nit immer müßt' hören,“ eiferte der Bauer. „Schufte und Spitzbuben hat's

unter den Juden freilich so gut wie anderswo, aber was ein Jud' gethan hat, das hat bei euch immer gleich ‚der Jud‘ gethan, alle in einen Topf mit-einander. Du aber, mit oder ohne den Levy, auf den Hund wärest doch kommen. Alleweil hast du noch das Häusel außerm Dorf, es trägt auch schon eine Last, und das Hungerpöfle als Waldläufer; jetzt, Eberle, weißt, mich kostet's nur ein Wort, so hast du's gehabt nach dem, was du vorhin hast ge-red't. Und nun,“ schloß der Bauer, „sind wir zwei rein fertig miteinander,



„So ist's die rechte Art,“ rief er, „erst selbst ein Tagdieb sein und dann andre drum verklagen.“

ein für allemal; aber 's hat mich gefreut, daß ich dir die Wahrheit habe sagen können und das gründlich.“

Der Waldläufer taumelte hinaus. Draußen hängte sich das Mariele an seine Hand; die Bäuerin stand am Brunnentrog. „Hast einen braven Mann, Lene, einen brävern giebt's gar nimmer,“ jagte er, an ihr vorüberkommend, „und so gut ist er, so viel gut; nit der Fliege an der Wand könnt' er weh thun.“ Er zog ein Messer aus der Tasche und machte mit demselben eine Bewegung an der Kehle. „Wenn du was hörst, Lene,“ stieß er zwischen den Zähnen her-vor, „denk dran, im Heißmannshof hätt' man's hin-derb können. Und dann noch, wärest du damals nit andern Sinns worden, als der reiche Bauer freien kam —“

Sie war tief erblaßt, aber ihre stillen, kummer-vollen Augen blitzten förmlich. „Daß du dich nur nit versündigst, Eberle,“ antwortete sie, „gegen Gott und dein braves Weib; ein bessres hätt' ich dir auch nimmer sein können.“

Seppel war unterdessen nach dem Scheunenthor gesprungen; jetzt kam er zurück, beide Arme voll Heu,

das er dem Mädchen in den Schurz stopfen wollte. Der Waldläufer riß das Kind mit sich fort. Im Thorweg schaute es noch einmal um; da erblickte es den Sessel noch am Brunnen stehen, das Heubündel hoch emporhaltend.

Das Hänschen des Waldläufers Eberle lag einige hundert Schritt vom Dorfe entfernt, an der Landstraße nach Mühlbach zu. In seiner Verwahrlosung wirkte sein Anblick förmlich niederdrückend; es war nicht die Armut allein, die aus ihm sprach, sondern jene trostlose Mitleidigkeit, welche an einer Wendung und Abwehr des Unglücks verzagt. Die kleine Hofstelle vor dem Hause war unsauber; einiges altes, zum Teil zerbrochenes Ackergerät lag und stand darauf herum. Seitwärts schlossen sich ein paar niedrige Stallgebäude an; die schief in den Angeln hängenden Thüren waren offen und zeigten traurig genug, daß es hier überhaupt nichts mehr zu verschließen gab. An dem stellenweise niedergebrochenen Zaun, welcher das elende Grundstück von der Straße schied, stand Marthe, Eberles Frau, und schaute unter der vorgehaltenen Hand spähend nach dem Dorfe zu. Ein mehrere Monate altes Kind hielt sie auf dem Arm, einige ältere spielten um sie herum.

„Da kommt der Vater!“ meldete eins der Kinder.

„Ja, so kommt er daher!“ rief der achtjährige Jakob und ahmte mit kreuzweise gestellten Beinen und schlenkernden Armen das Taumeln eines Betrunknen nach.

Im Nu hatte das Mariele den naseweisen Burzsch beim Schopf ergriffen und ins Haus hineingezerzt; dort fühlte er zunächst eine tüchtige Ohrfeige und dann folgte eine Strafpredigt, wie sie kräftiger und eindringlicher nicht gedacht werden konnte: „Schämst dich nit, Lausbub, unnützer?“ — klatsch — „Soll Mutterle etwa immer noch mehr greinen?“ — klatsch — „deinen eigenen Vater zu verschimpfieren!“ — klatsch, klatsch — Der Jakob heulte, daß die Lehmwände zitterten; der Mutter draußen rannen die Thränen still, aber um so bitterer übers Gesicht.

Der Bub hatte vorhin gut genug gesehen und nicht übel nachgeahmt: des Eberles Schritt war beileibe nicht sicher und hätte auf der Dielenritze schwerlich Probe und Richtung gehalten.

„Na, Alte, schon wieder die Schleusen gezogen?“ rief er, nachdem er in die Umzäunung getreten. „Ist das auch die rechte Art, wie ein braves Weib dem Manne den Willkomm bietet? Ei, so sollte man doch in Ruckucks Namen wieder hingehen, wo man hergekommen ist.“

Sie war schon dicht neben ihn getreten und, sich zu einem Lächeln zwingend, zu dem die rotgeweineten Augen schlecht stimmen wollten, sagte sie ihn am Arm und sagte beschwichtigend: „'s macht nur, daß ich so stät in die Sonn' hab' geschaut. Komm nur ins Haus, Eberle.“

„Komm nur ins Haus, Eberle,“ äffte er mit jüßlicher Stimme und geziertem Tone ihr nach. „Dho,

bin ich etwa nit gut genug, daß mich die liebe Sonne bescheint?“ Seine Stimme steigerte sich immer mehr und mehr bis zum wüsten Schreien. „Gell, der Eberle ist ein Lump; der Heitzmannsbauer hat's ja gesagt, daß der Eberle ein Lump ist!“ Er warf sich in die Brust, als habe er Ursache, mit diesem Ehrentitel zu prahlen; wie er mit den Händen in die Hosentasche fuhr, klingelte es lustig da drinnen.

Mit vor Schreck und Scham verzerrten Gesichtszügen stand die Frau dabei; das Geldgellimper ließ sie auffahren. „Komm doch,“ bat sie noch einmal; „du ruhst ein wenig, eh' du in den Wald lauffst.“

„In den Wald laufen? He, kannst dir einbilden! Heut sind wir Freiherrn, heut wird lustig gelebt, lustig sag' ich. Sind wir schon einmal Lumpen, wollen wir auch ein Lumpenleben führen!“ Er schüttelte die Taschen, ein Thalerstück fiel heraus; die Frau erwachte es noch, ehe es rettungslos in der Düngerpfütze verschwand. „Gieb mir das Geld, Eberle,“ bat sie dringlich, „'s wär' bei mir am End' doch sicherer.“

„Dho, wie meinst du das?“

„Schau, du möchtest es verlieren wie grad eben.“

„Freilich,“ gab er mit einem Anfluge von Nüchternheit zu, „na, halt die Hand her, Alte.“

Auf dem linken Arme hielt sie noch immer das Kind, die rechte Hand streckte sie aus, um das Geld in Empfang zu nehmen. Er griff wieder und wieder in die Tasche, aber sie hielt die Hand noch immer offen, als erwarte sie noch mehr.

„Ich mein', nur thut's sich!“ rief er sie zornig an.

„Selbig's kann ja nicht sein,“ preszte sie angstvoll hervor. „Zweiundsiebzig Mark hat der Meßger fürs Küfle, für unjer Lettes, gezahlt, und dies hier sind knapp vierzig.“ Die Thränen zitterten schon wieder in ihrer Stimme. Nun aber schlugen bei dem Waldläufer die hellen Flammen zum Dach hinaus. Töbend und fluchend, mit geballten Fäusten fuhr er auf dem Hofe herum. Wie das Weib nur so unverschämt sein dürfe, ihm jeden Groschen nachzurechnen; ob er, ein vielgeschundener, geplagter Mann und Familienwater denn nicht auch einmal an sich selbst denken dürfe? Auf den Knien solle sie ihm danken, daß er überhaupt nicht alles für sich behalten habe, wie es doch ganz gewiß sein gutes Recht sei! Marthe sank auf einen Reifstighaufen nieder; das Mariele sprang herzu und nahm ihr das schreiende Kind vom Arm.

Mit vors Gesicht geschlagenen Händen saß die Frau in stumpfem, hoffnungslosem Jammer da. — Warum that die Erde nicht barmherzig sich auf, das ganze Gend zu verschlingen? Wär's nicht zehntausendmal besser als dies langsame Verkommen und Verderben? — Ein karges Stücklein Brot für heute, um morgen noch fürs Hungern auf der Welt zu sein. Und so fort und fort — die Armut hat ein so zähes Leben. Dort der Vater, den die Kinder kaum jemals anders zu sehen bekamen als — Marthe schauderte zusammen —: der kleine Jakob hatte vor-

hin ja bewiesen, wie gut er zu beobachten verstand. Und sie selbst, krank und gebrochen an Leib und Seele, sie konnte in der stündlichen Not der heranwachsenden Schar nicht die rechte Mutter sein.

Der Säugling schrie von neuem auf. Mechanisch erhob sich die Frau, dem schmachtenden Kinde den gewohnten Schoppen zu richten, stöhnend sank sie wieder zurück; der Stall war ja leer: die Kuh, der einzige Trost bisher noch, wanderte am Strick des Metzgers die Landstraße entlang. — Aber sie hatte ja Geld, so unmenschlich viel, wie sie noch nie in die Hand bekommen! 's wär' freilich mehr, wenn der Schwanenwirt es nicht so prächtig verstünde, die Leute festzuhalten und mit doppelt und dreifacher Kreide anzuschreiben. — In die Pfütze mit dem Blunder! Wenn der Steuerbote wiederkam — zweimal war er schon angetehrt — oder der Levy wegen des Hypothekenzinses! Sie krallte die Finger fest um das Geld: nein, nur um Gottes-Jesu willen nichts hergeben; lieber sich gleich hinlegen und sterben, alle, wie sie da waren.



„Mutterle, schau, was ich da hab!“

Ein heller Ruf ließ sie auffahren: der sechsjährige Wilhelm stürzte atemlos und freudestrahlend in den Hof; in der einen Hand trug er eine ziemlich umfangreiche Blechkanne, in der andern ein in Papier gewickeltes Paket. „Mutterle, schau, was ich da hab!“ rief er, die Kanne niederlegend und das Paket fröhlich in der Luft schwenkend, „ein ganzes Schäljele und Milch, o so viel. Die Heitmannsbäuerin sagt, ich dürfe jeden Tag kommen und holen, jeden Tag, sie gäb's gern. O, nun brauchen wir 's Kühle nimmer!“ Er sprang ausgelassen herum und die übrigen Kinder, die herbeigekommen, desgleichen; nur

das Mariele stand ernsthaft dabei und schaute in des Vaters zornrotes Gesicht.

„Von wem hast's gekriegt?“ zischte er.

„Die Heitmannsbäuerin hat mich gerufen, wie ich ein Stück mit dem Metzger und unserm Bläß bin gegangen; und sie sagt, sie gäb's gern,“ stotterte der Knabe erschreckt. Einen Fluch ausstößend, schleuderte Eberle die Kanne mit dem Fuße um, daß der weiße Strom, der ihr entquoll, sich mit der misfarbenen Feuchtigkeit vermischte, welche von der Düngerstätte ausgetreten war; dann griff er nach dem Fleisch, und in weitem Bogen flog es in den Staub der Landstraße.

„Lene, alter Schatz,“ rief er, „'s wär' dir wohl schier ein Pläßir, den verklumpten Eberle mitamt seiner Brut mit deiner Gnad' und Barmherzigkeit durchzufüttern? Aber sell vergönn' ich dir nit, sell nit! Dreimal verdammt in Gottesgrundsersdboden hinein,“ wandte er sich funkelnden Blickes an die verstört herumstehenden Kinder, „dreimal verdammt in Gottesgrundsersdboden hinein, wer je von euch jenes Haus wieder betritt!“ Er war furchtbar anzuschauen. Ein tiefer Seufzer ertönte; Mariele, die mit kaltweißem Gesichtchen ihm am nächsten stand, hatte ihn ausgestoßen. In diesem Augenblicke meinte sie den Seppel Heitmann vor sich zu sehen, wie sie ihn gestern am Brunnentrog des Hofes zuletzt erblickt, weiches Mitleid in den Mienen und das Heubündel in hocherhobenen Armen ihr nachwinkend.

Der Waldläufer war fortgestürzt; ob wieder dem Schwanen zu oder nach dem Walde, wußte niemand. Marthe hatte sich ins Haus hineingeschleppt und lehnte in der engen, niedrigen Stube an einem Schrank; sie hatte das Geld dadrinnen verwahren wollen, aber noch hielt sie es in der krampfhaft geschlossenen Hand. Das wenige Stubengerät um sie herum war fast durchweg schadhast, die Wände waren tahl und entbehrten jedes Schmuckes, der auch einen ärmlich ausgestatteten Raum traulich zu machen imstande ist; das doppelläufige Gewehr ihres Mannes, welches zwischen den beiden Fenstern hing, nahm sich sonderbar genug darunter aus. Ihr herumschweifender Blick blieb daran hängen und wunderliche Gedanken begannen wieder in ihrem Kopfe zu kreisen. Ein Schatten flog durchs Zimmer, draußen an den Fenstern war jemand schnell vorübergegangen. Jetzt wurden Schritte in dem Hausgang laut, ein kurzes, hartes Pochen an der Thür ertönte, und ehe Marthe noch hatte „Herein“ rufen können, ward dieselbe von einem Manne geöffnet, welcher, bevor er eintrat, einen Augenblick sich umschaute und breitspurig in ihrem Rahmen stehen blieb. Er trug eine lose niederhängende, vorn weit auseinanderstehende blaue Bluse, so daß er bequem beide Daumen in die sichtbar werdenden Armellöcher der Weste stecken konnte; eine fast mannshohe Peitsche, wie Viehhändler sich gern derselben bedienen, hielt er fest in der einen Hand; ein weit in den Nacken zurückgeschobener Strohhut bedeckte sein schwarzes Haar. Die Frau starrte ihn in wortlosem Schrecken an — der Levy.

„Nun, wie heißt?“ fing er endlich an. „Nette Geschichten das!“

Marthe öffnete die Lippen nicht.

„Der Mann nit daheim?“

Sie schwieg noch immer.

„Mach Sie keine dumme Sachen, Frau; wenn er etwa liegen thät' und schlafen, so weck Sie ihn, ich hab' mit ihm zu reden.“ Da noch immer keine Antwort erfolgte, trat er mit geschwollener Stirn aber dicht vor die Frau hin. „Zugefrosen wird Ihr ja wohl das Maul bei der Hitz' nit sein und meine Zeit hab' ich nit für Sie gestohlen, also kurzweg: Ihr habt die Bläß verkauft, ohn' mir zu berichten?“

„Wird grad nit nötig sein, daß wir's thun,“ stieß sie endlich hervor.

„Meint die Frau? Mir um so geschickter; so wird halt der Zins grad parat liegen. Also immer raus mit der wilden Kaß!“

„Müßt' schon ein anderes Mal wiederkommen,“ suchte sie auszuweichen, „der Mann ist nit daheim.“

„Schon recht, Marthe Eberle, und wenn ich wieder antehr', ist 's Häusle mit allem, was drum und dran hängt, auch verkauft und der Levy darf hinterdreinpfaffen. So thät's Ihr wohl passen, aber mir nit, mir nit. Jetzt sag' ich: her mit dem Zins, oder —“

„Oder?“ fragte sie mit dem Trotz der Verzweiflung.

„Die ganze Gesellschaft wandert als Schwindler und Betrüger ins Loch. Das möcht' ich doch sehen, ob im badischen Ländle kein Recht mehr gilt!“

„Schwindler, Betrüger?“ stotterte sie. „Levy, wo Ihr schon so viel an uns habt verdient, so manchen Thaler und“ — fügte sie bitter hinzu — „so manches Vergelt's Gott!“

„Das Vergelt's Gott schenk' ich Ihr, Marthe Eberle, mein Geld will ich haben, sonst nichts; und jetzt auf der Stell' muß es sein, sonst krieg' ich's nimmer, sell ist gewiß.“

„Wenn ich's aber nit hab'?“

„Wie heißt, nit hab'? Mach Sie sich keine Ungelegenheiten, Frau! Ich weiß, was der Metzger hat gezahlt, ich weiß gewiß, wieviel der Schwanenwirt vom Eberle hat gezahlt gekriegt; was noch da ist, da leg' ich die Hand drauf und das mit Recht. Es langt noch nit mal, aber mit dem Rest will ich nit drängen. 's wird eh das gescheitste sein, Frau, Sie giebt's gutwillig.“

„Und ich thu's nit und thu's nit,“ schrie Marthe auf. „Soll eine Mutter ihren sechs Kindern 's letzte Stücke Brot nehmen? Kein Richter auf Erden und kein Gott im Himmel kann das verlangen!“ Sie hielt ihm die Hand, in welcher sie das Geld fest eingeschlossen hatte, dicht unter die Augen: „Schaut, so hab' ich's, und so halt' ich's; totschlagen laß' ich mich, eh' ich's hergeb'!“

„Jetzt weiß ich doch, daß Sie das Geld hat, Marthe Eberle,“ erwiderte er kaltblütig, „und so sag' ich's noch einmal: mach Sie sich keine Ungelegenheiten weiter. Ihre Schuld allein könnt's sein,

wenn ich müßt' aufs Amtsgericht, um die Steigerung zu beantragen. Oder hat Sie's so stark pressant, ins Gutleuthaus zu kommen?“

„Levy, das thut Ihr doch nit!“

„Ach thu's, Frau, ich thu's! Als Geschäftsman und Familienvater hab' ich drauf zu schauen, wie ich zu meinem Geld komm'. Daß ich nit Geduld hätt' gehabt, könnt' Ihr gewiß nit sagen; aber nun hab' ich gesehen, daß man bei Euch sich vorsehen muß. Das Geld her, Frau, oder Sie hat in vier Wochen mit Mann und Kind kein Dach mehr überm Kopf!“

„Levy, ich kann nit! Keine Kuh, keine Ziege, kein Schwein im Stall, kein Brotkorn im Haus, keine Kartoffel im Keller; sollen die unschuldigen Würmer verhungern?“

Er zuckte die Achseln. „Sie hat ja einen Mann, der schaffen und verdienen kann. Läßt Sie mich mit leerer Hand fortgehen, so bin ich in einer Stund' auf dem Amtsgericht.“ Da hob Marthe die Hand und schleuderte ihm das Geld zu, einige Stücke flogen ihm ins Gesicht; dann taumelte sie gegen die Fensterwand, dabei das dort hängende Gewehr streifend, welches durch die Berührung in leise schaukelnde Bewegung geriet. „So geb Sie doch acht, Frau!“ rief Levy, „das Ding könnt' ja geladen sein!“

Sie sank halb ohnmächtig auf eine unterm Fenster hinlaufende Bank, und während ihr Kopf auf dem Fensterbrett lag, suchte der Mann die verstreuten Münzen zusammen, überzählte sie, riß dann ein Blatt aus seiner schmutzigen Brieftasche und quittierte darauf den Betrag. Das Blatt legte er auf dem Tisch nieder und mit einem Krüge, welcher dort stand, beschwerte er eine Ecke desselben, damit es nicht fortfliege. Dann ging er hinaus; draußen traf er das Mariele. „Geh hinein zur Mutter, ihr ist ungut,“ sagte er; „und das Papierle auf'm Tisch gieb dem Vater, wenn er heimkommt. Sag, es wär' die Quittung vom Levy und wir sprächen noch weiter.“

Er war noch keine hundert Schritt vom Hause fort nach Mühlbach zu gegangen, als er auf den Eberle traf, dem die Absicht, in den Wald zu gehen, auf halbem Wege leid geworden war. Stumm eilten sie aneinander vorüber; es war beiden nicht darum, miteinander zu schwätzen. Anstatt sich direkt in den Schwanen zu begeben, lenkte der Waldhüter nach seinem Hause ein; denn ihm schien's, als sei der Levy von dort gekommen. Er stürzte in die Stube, wo Marthe noch immer halb besinnungslos in ihrer vorigen Stellung lag. „War der Jud' hier?“ rief er. Das Mariele, welches neben der Mutter stand, nickte und wies nach dem Blatt auf dem Tisch. Er nahm es auf und überlas es, dann rüttelte er die Frau am Arm, daß sie stöhnte. „Hast du dem Jud' das Geld gegeben?“

„Ach Eberle, was hat er mich geplagt,“ antwortete sie schwach. Er stieß sie zurück, riß das Gewehr von der Wand und stürmte hinaus; sein zornbleiches Antlitz, sein funkelndes Auge verrieten nichts Gutes. Er schlug nicht die Landstraße ein, sondern

eilte auf einem Wege fort, welcher hinter seinem Hause entlang lief. Derselbe schnitt ein gutes Stück ab, war an beiden Seiten von Weidengebüsch verdeckt, so daß man ihn von der Landstraße aus nicht übersehen konnte, und traf am sogenannten Heidenbuck, einer mit Gestrüpp bestandenen Anhöhe mit dieser zusammen.

Als Levy den Heidenbuck passierte, stand Eberle, das Gewehr im Anschlag, vor ihm. „Jetzt, Jud', rechnen wir ab!“ rief er. Ein Bliß, ein Knall — mit dem Ruf „Gott du Gerechter!“ stürzte Levy mit dem Gesicht auf die Straße nieder.

Auf sein Gewehr gestützt, verharrte Eberle regungslos daneben. Das Funkeln seines Blickes war erschrecken, die vor Aufregung zuckenden Muskeln seines Antlitzes schienen versteinert, in ihm und um ihn war alles still, so gräßlich totenstill, als müsse man das leise Hinübertropfen der Sekunden in das Meer der Ewigkeit vernehmen. Endlich richtete er sich auf, warf die Waffe, die ihn zum Mörder gemacht, über die Schulter, und in weitem Bogen den Toten umschreitend, ging er dem Dorfe zu. Ohne Hasten und Stürzen, ohne Zögern und Stocken, im ruhigen gleichmäßigen Schritt, der sich nur beschleunigte, als er in die Nähe seines Häuschens kam; da senkte sich sein Blick, da ging sein Atem schneller aus der Brust.

Das Gastzimmer im Schwanen war ziemlich besetzt; Leute aus dem Dorfe, fremde Metzger waren da, auch ein Glaubensgenosse und Geschäftsfreund Levys trank in der Nähe der Thüre seinen Landwein. Der Wirt brachte unaufgefordert dem eintretenden Eberle einen Schoppen; seit er heute früh den Betrag seiner Halbjahrsrechnung eingestrichen, war er von wirklich angenehmer Zuorkommenheit gegen den oft mißachteten Gast. „Wirst Durst haben, Eberle,“ sagte er. „Freilich,“ meinte einer der Anwesenden spöttisch, „wer so schafft bei der Hitz.“

Der Waldläufer stürzte den Inhalt seines Glases hinunter. „Es macht mir keiner nach, was ich heut hab' geschafft,“ erwiderte er ruhig.

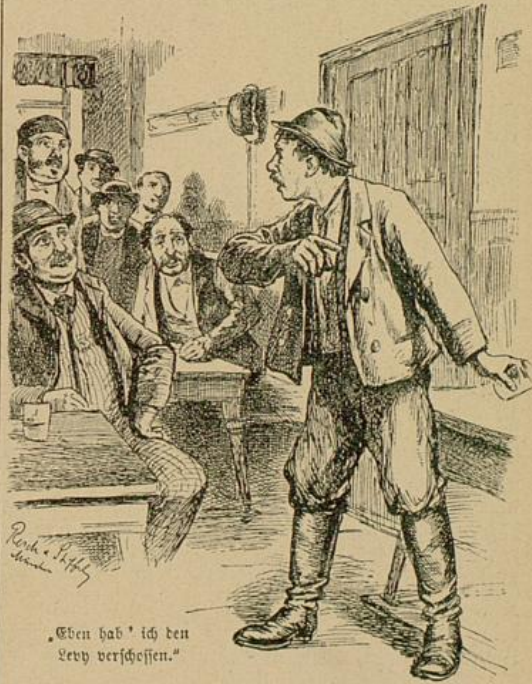
„Na, Spaß, was wird's gewesen sein?“

Laut und deutlich klang Eberles Antwort durch den Raum: „Eben hab' ich den Levy verschossen.“

Aller Blicke richteten sich auf ihn. „Hast aber schon einen guten Humor, du,“ meinte der von vorn mit erzwungenem Lachen.

„Draußen am Heidenbuck liegt er,“ fuhr Eberle fort; „wer's nit glauben will, mag hingehen und nachschauen. Eine Kugel hat's gekostet; für wen die zweite sein soll, wird man erfahren.“ Niemand antwortete, die Anwesenden warfen einander scheue Blicke zu. Ein schnellfüßiger Bursch schlüpfte zur Hinterthür hinaus und lief dem Heidenbuck zu; auch der Glaubensgenosse Levys erhob sich, legte den Betrag seiner Zeche neben den halbgeleerten Schoppen und drückte sich davon. Er hatte vorhin oben im Dorfe zwei Gensdarmen gesehen, möglich, daß dieselben noch in dem zweiten Wirtshaus des Ortes saßen.

Wachte der Eberle wahr gesprochen haben oder verückt sein, jedenfalls schien's geraten, die Sache zur Anzeige zu bringen. Auch in der Wirtsstube ging das Wort „Gensdarm“ geflüstert von Mund zu Mund; dennoch hielt niemand den Eberle auf, als er nach Berichtigung seiner Zeche das Lokal verließ. Er war noch nicht weit entfernt, als im schnellsten Trabe der Bursche, welcher vorhin dem Heidenbuck



„Eben hab' ich den Levy verschossen.“

zugelaufen war, zurückkehrte, überall die Kunde des Mordes ausschreiend: „Der Eberle hat den Levy verschossen, draußen am Heidenbuck liegt die Leich!“ Fenster wurden aufgerissen, erschrecktes Aufschreien, Drohungen wurden laut; da packte den Eberle plötzlich eine namenlose Angst und er rannte und rannte, zum Dorfe hinaus, dem Walde zu. Hinter ihm tönte Wagengerassel; so toll er auch rannte, es kam näher und näher; als er sich umschaute, sah er Gewehrläufe durch den aufgewirbelten Staub blitzen: auf dem schnell angeschirrten, ihm nachsetzenden Wagen hatten die zwei Gensdarmen Platz genommen, welche der Freund des Gemordeten aufgeboden. Er konnte nicht mehr weiter; hier, wo er stand, mit dem Rücken gegen den Stamm einer Pappel gelehnt, mußte er sein Schicksal erwarten. Und es kam. Nicht weit von ihm hielt der Wagen, seine bewaffneten Insassen machten Miene abzustiegen. Eberle hielt sein Gewehr im Anschlag, nicht gutwillig wollte er sich gefangen geben. Einer der Gensdarmen rief ihm zu, es abzusetzen; statt dessen zielte er auf den Warnenden. Der zweite Mann hatte inzwischen seine Waffe erhoben; ein Druck am Hahn —, als der Pulverdampf sich verzogen, war Eberles aufgerichtete Gestalt von der

Pappel verschwunden, sie lag mit ausgebreiteten Armen im kurzen, dünnen Gras des Wegraines. —

Der Gensdarm sagte bei der Vernehmung aus, daß er lediglich die Absicht gehabt habe, ihn durch einen Schuß auf die Hand kampfunfähig zu machen; aber die Kugel war ihm statt dessen mitten ins Herz gedrungen. Sie legten den entseelten Körper auf den Wagen und dann fuhr er quer übers Feld dem Heidenbuck zu, um auch die andere Leiche aufzuheben. Friedlich nebeneinander kehrten Levy und Eberle ins Dorf zurück.

Niemand vermag die Zeit aufzuhalten; sie schreitet fort und fort und bringt in langsamerer oder schnellerer Entwicklung den Wechsel aller Dinge mit sich. Die Gräber Levys und Eberles waren längst nicht mehr die frischesten; hohes Niedergas schwanke über ihnen hin und flüsterte im Sommerwinde. Zwölf Jahre sind eine lange Zeit; sie können vieles vergessen machen, das Gute wie das Schlimme, sie können vieles niederreißen und aufbauen.

Das Häuschen des Walbläufers Eberle stand noch, aber wie ganz anders schaute es aus als früher: als hätten gute Geister es sich zur Wohnung ausgesucht. Es war auch so, die Geister der Ordnung und des Fleißes, der Eintracht und des Gottvertrauens hatten sich hier niedergelassen und schufen der Marthe und ihren Kindern ruhige und friedliche Tage. Es ist eine vielfach bewährte Erfahrung, daß die Frau eines lieberlichen Haushalters in ihrer Witwenschaft sich und ihre Kinder oft in anständiger Weise vorwärts bringt, während es zu Lebzeiten des Mannes immer nur rückwärts gegangen war; hier bei Marthe Eberle kamen noch besonders fördernde Umstände hinzu. Sie und ihre Kinder hatten stets das Mitleid der ganzen Dorfeinwohnerschaft für sich gehabt, und manch einer hätte ihr gern die schwere Last, die sie trug, leichter gemacht; aber so lange der Walbläufer lebte, ging's nicht wohl an, denn, wie schon der Heilmann gesagt hatte, um es in einen Brunnen zu werfen, in ein Faß ohne Boden, dazu achtet der Bauer die liebe Gottesgabe zu hoch. Kaum aber, daß man den Walbhüter in die Erde gelegt, öffneten sich alle Hände und Herzen, und obwohl in diesem halben Notjahr die meisten mit sich selbst zu thun haben mochten, flossen die Gaben für die unglückliche Familie über Erwarten reichlich. Sogar in Mühlbach, dem Heimatsorte des erschossenen Levy, war eine Sammlung zustande gekommen, aus deren Ergebnis die kleine Hypothek, welche auf dem Häuschen lastete, getilgt werden konnte. Als im nächsten Frühling besseres Futter wuchs, brüllte auch schon wieder eine Kuh im Stall. Da konnte es freilich vorwärts gehen. Wohl war Marthe voller Dankbarkeit wegen der Hilfe in der Not, um ihrer sechs Kinder willen, aber mit aufrichtigem Schmerz trauerte sie lebenslang im Grunde ihres Herzens um ihren Mann, den zu lieben sie trotz seiner großen Fehler niemals aufgehört hatte. Es wäre sogar leicht möglich gewesen, daß sie sich ihrem Gram gar zu

sehr überlassen und dadurch den Sinn für die Aufgaben der Gegenwart verloren hätte, wenn das Mariele nicht gewesen wäre. In diesem zehnjährigen Kinde stak ein frühzeitig gereifter Ernst und eine erstaunliche Willenskraft. Sie litt es nicht, daß die Mutter ohn' Unterlaß ihren trüben Gedanken nachhing; fortwährend hatte sie etwas zu fragen und zu erzählen, was dieselbe herausreißten und zu erprießlicher Thätigkeit anspornen mußte: „Mutterle, der Mauerrieder hat versprochen, unsern Schweinskoben wieder zu richten, und der Körbelebauer hat mir ein klein brav's Säule für den Viertelspreis angeboten; er sagt, wenn der Jakob, der Wilhelm und ich ihn tüchtig wollten schaffen helfen im Nebberg, könnten wir's bald abverdienen und bar Geld hätt's drum gar nicht nötig. Was meinst? sollen wir 's Säule nit einthun?“ Oder: „Schau, jetzt schaff' ich unsere Hacken und Spaten und all die Sach' nüber zum Schmiedsjochen; mir zuliebe richtet er's nach Feierabend umsonst wieder her, und wenn wir 's nächst Frühjahr das Kartoffeläckerle hinterm Haus kömnen in Pacht nehmen, nachher brauchen wir's doch.“ Oder: „Mutterle, wieder was Neu's, das Anneli hat zwei schloßweise kleine Zühle, schau nur her. Nun hupf's dir bald vom Arm abe und hält dich beim Schaffen nimmer auf.“ So ging sie flink und geschwätzig den ganzen Tag um die Mutter herum und nahm dabei allmählich die ganze Hauswirtschaft in die Hand; als sie endlich der Schule entwachsen war, durfte Marthe nicht mehr viel von ihrem Fensterplatze aufstehen, wohin die immer Kränkliche mit ihrer Strick- und Flickarbeit sich gern zurückzog, denn ihres ältesten Kindes Hand und Auge sorgten unermüßlich in Haus und Feld. Ja, auch im Feld, denn das Kartoffeläckerle hinterm Haus hatten sie wirklich in Pacht und noch ein paar andere dazu, und die schöne Bachmatte gehörte ihnen wieder zu eigen. Vor allen Dingen aber war das Mariele die eigentliche Erzieherin der jüngeren Geschwister, und diese fügten sich, wenn auch nicht immer ohne Murren, dem schweesterlichen Willen, vor dem sie den heillossten Respekt besaßen. Jetzt war Marie ein zweiundzwanzigjähriges, prächtiges Mädchen, von dem man sprach als von dem schönsten und bravsten im ganzen Dorf und darüber hinaus. Der Jakob war „ins Amerika“ ausgewandert, er hatte einen kurzen Fuß und war deshalb zum Soldaten untauglich. Vor drei Jahren nämlich hatte ein weitläufiger Better der Mutter, der schon lange drüben war, plötzlich von sich hören lassen und unter anderm also geschrieben: „Wenn einer von den Buben Lust hat, zu mir zu kommen, so will ich ihm gern hier 'Gottwille' sagen. Ich hab' mit der Uhrmacherei dahier ein ordentlich Stück vor mich gebracht, besitze aber nit Weib und Kind, und eins aus der alten Heimat, aus dem Land, wo der Markgräfler wächst, wär' mir schon recht. Das Reigeld liegt schon parat, Ihr braucht nur ein Wort darum zu schreiben.“ Darauf hatte es einen großen Familienrat gegeben, in welchem der Jakob sich bereit erklärte, dem An-

erbieten Folge zu leisten, und der Entschluß ward in der Folge niemanden leid. Der Jakob machte drüben des Marieles Erziehung keinerlei Schande; wollt's ihm gar einmal einfallen, in Wirklichkeit den Betrunkenern vorzustellen, so war's ihm noch jetzt, als fühle er die allzeit lockere Hand der Schwester an den Ohren, und er besann sich noch zur rechten Zeit. Schon mehreremale hatte er mit des Ohms Einwilligung einen hübschen Posten Geld heimzuschicken dürfen.

Der Wilhelm war Marieles Schmerzenskind. Er hatte sich durchaus nicht fügen und bei dem Körbelebauer als Jungknecht einstehen wollen, die Freiheit des Fabrikarbeiters schwebte ihm lockend vor Augen; er meinte, es sei damit doch etwas Besseres, als Dienstbot spielen.

„Was Besseres als einen ordentlichen Dienstbot giebt's gar nit auf der Welt,“ redete das Mariele darauf. „Die siebente Bitt' im Katechismus hält's nit für unwert, den lieben Gott um fromm Gesinde anzusprechen. Zehnmal besser wär's heutzutage um die Bauernwirtschaft bestellt, wenn die Dienstboten den eigenen Stand wollten hoch und in Ehren halten.“

„'s hat aber schlechte Herrschaften genug,“ trockte Wilhelm. „Sell schon,“ gab die Schwester zu, „aber ein ordentlicher Dienstbot findet alleweg eine ordentliche Herrschaft. Wochentags schaffen, das hat unser Herrgott selber angestiftet, — Sonntags aber das gute Gewand angelegt und mit seinen Leuten in die Kirch' hinein; beim Heimkommen findet sich ein recht's Gemüse auf dem Tisch, an dem alle, Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd, miteinander sitzen, ein Stück gewelltes Fleisch und, kann's sein, einen Schoppen Wein. Todmüd abends ins Bett und frühmorgens wieder auf, da bleibt keine Zeit zum Herumschlingeln und Geldverthun; ist 's Jahr um, liegen die verdienten harten Thaler bei den andern.“

„Oho,“ begehrte Wilhelm auf, „der Mensch ist nit bloß zum Placken in der Welt; wo bleibt für den Bauernknecht das Pläsir?“

„Daß er den Segen von seiner Arbeit alsfort vor Augen hat, das ist dem Bauernknecht sein Pläsir, und ein recht's, den' ich,“ erwiderte sie. „Wenn die Frucht draußen wächst und gedeiht und richtig in die Scheuer kommt, dann darf der brave Arbeiter sich freuen und sagen: Hab' nächst dem lieben Herrgott mit meinem Säen und Pflügen und Ackern, mit meinem Schweiß und meiner Müh' auch mein bescheiden Teil daran.“

„Und immer bloß nach dem Bauer seiner Pfeif' tanzen,“ warf Wilhelm ein.

„Sell ist erst recht kein' Schad' und kein' Schand'. Wer mal will Herr sein, und ist's auch nur auf einem winzigen Plätzle, der darf zuerst das Dienen recht lernen; das ist die schwerste Kunst in der Welt,“ gab die Schwester zur Antwort. „Zehn Jahre Fabrikarbeiter, wenn's rum ist, hast du in den stückig heißen Räumen Saft und Kraft drangegeben, gespart nichts, was der Red' wert wär', und

zum Landwirtschafter bist du dort, in Gott weiß welcher Gesellschaft und Kumpanei, ein für allemal verdorben. Der Jakob ist überm Wasser auf 'ner ordentlichen Stell'; wenn's Gott's Wille ist, findest du die deine einmal hier auf unserm kleinen Anwesen. Bis du geschickt dazu bist, so lange hüt' ich's dir; es soll nit wieder heißen,“ fügte sie leiser hinzu, „daß der Eberle ein Lump ist.“

„Fabrikarbeiter muß es doch aber auch geben,“ beharrte Wilhelm. „Freilich wohl,“ gab sie zu, „'s hat Leut' genug, die nit anders können; wer's besser haben kann, der soll ihnen nit noch das Brot vor der Nas' weg schnappen. Und nun abgemacht, zu Lichtmess steht beim Körbelebauer als Jungknecht ein.“

Einen ähnlichen Tanz gab's mit den Zwillingsschwestern, die zwischen Jakob und Wilhelm im Alter waren. Auch sie wollten dem Zuge der Zeit folgen und hatten schon mit einer Gesindevermieterin in der Stadt ein heimliches Abkommen getroffen.

„Hier geblieben,“ fuhr das Mariele dazwischen, „für den feinen Dienst in der Stadt seid ihr nit großgezogen, und die Musketiere dorten brauchen auch ohn' euch nit allein zum Tanz zu gehen. Hättet wohl arg Lust, enren Lohn für weiße Kantenschürzen und Blumenhüt' aufzuwenden, die Sonntagnachmittage zum Umherchwänzen und nit fürs Stopfen und Flick'n? Wenn ihr dann mal wieder heimzieht, dürfen wir noch Gott danken, wenn ihr weiter nichts zugefetzt habt als euer Geld und eure Sach'.“ Die Zwillinge warfen schmolend die roten Lippen auf und murmelten etwas wie, solche Anzüglichkeiten thäten sie sich verbitten. Es half aber alles nichts; diese und jene Bäuerin hatte schon lange um die zwei kernfrischen Mädchen nachgefragt und diese mußten sich ihre städtischen Gelüste aus dem Kopf schlagen. Späterhin wußten sie's aber der strengen Schwester auch Dank. Sogar auf den Spätling, aufs Annele, das bei ihres Vaters Tod noch auf dem Arm ward getragen, richtete sich der begehrliche Blick mancher Frau, denn einen Dienstbot von dort her zu bekommen, galt als ein ausgemachtes Glück. Die Gesindenot auf dem Lande ist in Wahrheit groß genug, trotz der unheimlich hohen Löhne, die gezahlt werden, um manchem Bauer und mancher Bäuerin Lust und Freude an der eigenen Sache zu verderben. „Schaffen,“ sagt der Bauer, „sell ist schon recht, aber schinden nit, und nit als Schinderei kommt für unsereins dabei heraus. Heut stell' ich einen Knecht ein und morgen ist er schon wieder über alle Berg'; von den Mägden lieber gar nicht zu reden, denn damit ist's noch schlimmer.“

Hin und wieder war auch schon eine Anfrage anderer Art ans Mariele gekommen. Mancher Bursch hatte gemeint, ein so braves Mädchen müsse auch eine tüchtige Hausfrau geben; aber sie hatte jedesmal den Kopf geschüttelt und geantwortet: „Bis man daheim meiner kann ermangeln, geht's noch lang, darauf wartet ihr doch nit, und ich verlang's auch nit.“

Auch auf dem Heißmannshofe hatte sich im Laufe der Zeit manches gewendet, doch nicht zum Guten. Am Tage, als den Eberle die tödliche Kugel getroffen, kramte Lene Heißmann aus ihrer Truhe ein schwarzes Halstuch hervor und einen weiten schwarzen Schurz; beides legte sie an. „'s ist nur, daß mir die Schaben nit hineinkommen,“ äußerte sie auf ihres Mannes verwunderten Blick, aber sie that die Trauerfarbe nicht mehr von sich. „Wär's dir nit recht,“ so brach sie ein paar Tage später das schwere Stillschweigen, das zwischen den beiden Ehegatten lastete, „wenn wir eines von den armen Eberlekindern zu uns in den Hof nähmen, vielleicht ein Mädele?“ „Wöchst dir wohl eine Stufe in den Himmel hineinbauen?“ gegenfragte er in seiner alten spöttischen Weise.

„Eine Stufe in den Himmel hinein?“ erwiderte sie. „Wenn's nur wär' eine Stufe aus der Höll hinaus.“ Daß er nicht „Ja“ und „Nein“ auf ihre Frage hatte, nahm sie für Zustimmung, und nach Feierabend that sie einen Gang vors Dorf hinaus. Siekehrte aber allein zurück, nicht mit dem Mariele an der Hand, wie es ihr heißer Herzenswunsch gewesen. Marthe Eberle wäre wohl geneigt gewesen, eines ihrer Kinder auf diese gute Art zu versorgen, doch ihre Älteste widersetzte sich für ihre eigene Person und für ihre Geschwister mit einer Standhaftigkeit, gegen die nicht aufzukommen war. „Weist nit,“ flüsterte sie der Mutter zu, als die Bäuerin gesenkten Hauptes gegangen war, „was Vaterle noch den letzten Morgen hat gesagt? Dreimal verdammt in Gottesgrundsersdboden hinein, wer je von euch dies Haus betritt!“

Seitdem ward Lene von Tag zu Tag schweigeramer und menschenfeuer, außerhalb ihres Hofes sah man sie selten oder nie; Magd und Knecht mochte sie nicht um sich leiden, ihr unheimliches Wesen scheuchte mehr und mehr auch jedes zurück; und da sie die Gewohnheit annahm, ununterbrochen mit sich selbst zu reden, erachtete es auch der Bauer für besser, kein Fremdes in ihrer Nähe zu dulden. „Sie hintersinnt sich völlig,“ sprachen die Leute von ihr. Niemand ahnte, daß sie in ihrem Innern ohne Raft und Ruh den einen Gedanken bewegte, ob es mit Eberle unabänderlich so hätte werden müssen, wie es geworden, wenn er damals bei ihrem Manne keine Fehlbütte hätte gethan, ob wirklich Gott im Himmel das Schicksal eines Menschen von dem guten oder bösen Willen eines andern abhängig machen wolle. Nur Heißmann merkte, was in ihr vorging, vielleicht, weil er hinter seiner gefurchten Stirne oft genug den gleichen Faden abspann. Lustig war's auf dem Heißmannshofe nie gewesen, von jetzt ab wurde es immer fried- und freudloser. Es sah auch nicht mehr so gut als früher aus: die Tagelöhner, mit denen man sich in Ermangelung tüchtiger Dienstboten behelfen mußte, hatten kein Herz für die Arbeit, den Bauer plagte bei zunehmendem Alter ein körperliches Gebrechen, die Raft des zu einem stattlichen Burschen herangewachsenen Seppel

langte allein nicht zu. Rückwärts ging's grad nicht, vorwärts aber schon gar nicht. Es war, als sei der Segen Gottes vom Hofe gewichen. In einem Stück schlug der Sepp der Mutter nach, obwohl er ihr sonst nicht allzu ähnlich war, nämlich in dem Verlangen nach dem Mariele. „Wenn's Mariele wär' gekommen, nachher wär' alles anders gegangen,“



„Sie hintersinnt sich völlig.“

murmelte Venetagsüber wohl zehnmal vor sich hin.

„Wenn's Mariele nur wollt' kommen, nachher thät' alles noch gut werden,“ seufzte auch der Sepp. Er war eben ein junger Bursch mit Augen im Kopf und einem Herzen im Leib. Die Milchtaufe

von damals hatte er ihr nicht nachgetragen.

Es war ein Samstagabend im Sommer. Im Garten vor ihrem Haus ging Marie auf und ab, eben hatte sie die Salatstauden gegossen, nun brach sie hier eine Viole und dort eine Levkoje, that auch ein paar Röslein dazu und ein wenig Bandgras, damit es einen netten Strauß gäbe, für untern Spiegel zu stellen. Plötzlich drehte sie sich um, so daß sie der StraÙe, auf welcher ein einzelner Mann vom Dorfe her kam, den Rücken zulehrte.

„Dürftest mir auch schon einen Blick gönnen,“ tönte eine Stimme hinter ihr. Der Mann war am Baun stehen geblieben und sah in den Garten hinein.

„Ja, der Seppel!“ rief sie, erstaunt thugend, ohne aber sich ganz umzuwenden.

„Freilich ist er's,“ gab er zurück, „aber dieserhalb brauchtest du dich doch nit zu verwundern, er kommt ja alle Abend daher.“

„Bestellst hab' ich ihn aber noch nie,“ antwortete sie beinahe ein wenig schnippisch.

„Leider nein, Mariele,“ seufzte er, und ungeduldig setzte er hinzu: „Wöcht' nur wissen, warum du das Haus so stät thust anschau.“

„Was einem manchmal einfallt,“ suchte sie zu scherzen. „Wenn ich mal ein übriges Geld thu haben, laß' ich mir ein schönes Sprüchel über die Thür schreiben, das hat mir immer so arg gut gefallen.“

„Hast auch wohl schon eins parat?“

„Ei ja! Hab' mal eins gelesen, das ich nimmer vergeß! Will mir mal der Humor ausgeben, so bet' ich's mir leis vor und gleich bin ich wieder lustig.“

„Da darfst du mir's schon verraten; denn bigott, ich könnt's brauchen,“ seufzte Sepp.

Sie trat mit den Blumen in der Hand dicht an den Zaun heran und dem Burschen fest und freundlich in die Augen sehend, sagte sie:

„An Gott nit verzag,
Glück kumbt all Tag.“

„Dumm's Geschwäh das,“ sagte er, trotzig den Kopf zurückwerfend, „weil's nit wahr ist.“

„Doch, Seppel, doch,“ mahnte sie eindringlich, „man muß nur recht auf den lieben Gott vertrauen.“

„Was nützt mir all mein Glauben und Vertrauen, Mädle, wenn du nit willst in den Heißmannshof kommen?“ gab er zurück. „Du allein kannst das Glück bringen, sell weißt! Hab's dir ja oft genug gesagt, und wie ich dich lieb habe und nur allein an dich denken thu Tag und Nacht!“ Als sie in traurigem Schweigen den Kopf senkte, fuhr er leidenschaftlich erregt fort: „Wie's bei uns hergeht, das ist schon nimmer zum Aushalten. Der Vater ist von jeher einer gewesen, der in den Keller schlupfte, wenn er wollt' lachen; seit er aber das Gebrechen hat, wird er immer unleidlicher. Und die Mutter gar — die Leute raten schier, wir sollten sie ins Narrenhaus thun.“

„Um Jesu willen!“ schrie Marie auf.

„So ist's,“ fuhr er fort, „und du allein, Mädle, könnt'st 's wenden. Es ist ja nur von deinem Vater her, daß alles so kommen ist, nur wegen dem hat sie sich hinterstimmt; wenn sie für sich selber so unheimlich hinschwätzt, hat sie's schon hundertmal verraten. — Der Vater hat den Segen vom Heißmannshof getragen, aber die Tochter könnt' ihn wieder bringen.“

Sie rang still die Hände.

„Oder ist's darum, daß du mir etwa nit gut wärst?“ forschte er.

„Nein, nein,“ rief sie. „Daß du's nur weißt, Sepp, immer bin ich dir hold gewesen, so lang ich denken kann, und keinem andern. Und deinem armen Mutterl thät' ich lebensgern eine Lieb' erweisen; ich dank' es ihr täglich in meinen Gedanken, daß sie um meinen Vater hat Trauer angelegt. Aber zwischen hier und dem Heißmannshof liegt ein großes schwarzes Wasser, da kann mir niemand nüberhelfen.“

„Neber's Wasser kann man eine Brucken schlagen, Mariele.“

„Das könnt' nur unser Herrgott selber thun, Sepp.“ Und sie neigte sich zu ihm hinüber und erzählte zum erstenmale von dem grauslichen Fluch des Vaters an seinem letzten Lebensmorgen.

„Mariele,“ rief er, „wegen dem hast du dich so verrannt? Wie kann denn der Kraft und Wirkung haben, der Fluch von so einem —“

Sie hielt ihm den Mund zu. „Red' nit weiter,“ bat sie, „er war mein Vater, und ich glaub' dran und kann nit darüber hinweg. Den Segen sollt' ich bringen in euer Haus und trüg' leicht doch nur den Fluch hinein.“

„Und darum soll die Wirtschaft zu Grund gehen,“ rief er, mit beiden Händen den Zaun rüttelnd, „und ich dazu, und du auch, wenn du nit lügst und mich wirklich thust gern haben? Das kann unser Herrgott nit wollen, Mariele, das nit!“

Sie schüttelte traurig den Kopf; da ließ er sie allein am Zaun stehen und rannte zürnend und haberdend dem Dorfe zu.

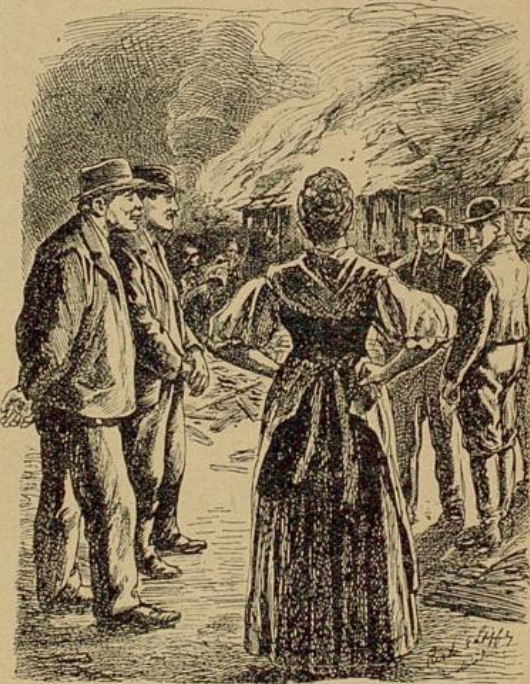
Ein wenig später fand ihn seine Mutter, wie er im finstern Brüten am Eschentisch der Wohnstube saß. „Mutter,“ fuhr er bei ihrem Eintreten auf, „nun ist's rein aus, nun können wir uns alle drei begraben lassen! 's Mariele kommt nimmer, da ist jede Hoffnung abgebrochen!“ Mit begierig vorgeneigtem Kopfe stand Lene und lauschte, als er das, was ihm Marie vorhin verraten, zwei-, dreimal wiederholte. „O so wollt' ich,“ schloß er, die geballte Faust auf den Tisch fallen lassend, „die ganze Bude thät' zusammenbrennen, daß kein Stein auf dem andern sollt' bleiben! Nachher müßten wir doch ein neues aufbauen, auf das die Vermünschung nimmer könnt' treffen!“ Wie ein greller Blitz zuckte es bei diesen Worten durch die Augen der Bäuerin; leise murmelnd und nickend verließ sie die Stube. Der nächste Tag war ein Sonntag. In den Morgenstunden bekam Marie Eberle Bottschaft von ihrer Gotte, die ein Stündchen von Gerstheim im nächsten Dorfe wohnte, sie, die Gotte habe arg lange Zeit nach ihrem Patenkinde, sei aber bettlägerig und das Mariele möcht' doch hinüberkommen. So machte das Mädle sich auf, und da mans immer und immer nicht wollt' fortlassen, war's bereits dunkel, als es sich endlich auf den Heimweg machen durfte. Der Tag war drückend schwül gewesen und auch der Abend hatte die erwünschte Abkühlung nicht gebracht. Im Gespräch mit der Gotte hatte Marie keine Zeit gehabt, der eigenen Sorge zu gedenken; jetzt fiel sie ihr wieder schwer genug aufs Herz. Wie der Sepp gestern abend so zornig und so traurig vor ihr gestanden, lag ihr im Sinn, und doch wollte sich ihr, soviel sie auch grübelte, kein Weg aus dieser Not zeigen. „An Gott nit verzag, Glück kumbt all Tag,“ sagte sie trostsuchend vor sich hin und hob den Blick zum dunkeln Himmel auf. Kein Sternlein lächelte ihr zu, nur in der Ferne wetterleuchtete es, ein nahendes Gewitter ankündigend. Der Wiesenpfad, den sie verfolgte, lief um das Dorf herum und dicht hinter dem Heißmannshof vorüber. Unwillkürlich verlangsamte sich ihr Schritt, denn es hielt sie förmlich hier fest, wie sie überhaupt, so lange sie zurückdenken konnte, gegen das Gefühl gekämpft hatte, als habe sie hier auf dem Heißmannshof ein gewisses Heimatsrecht. Da war das hintere Scheunenthor. Ihr Blick blieb daran haften, denn es schien ihr, als dränge ein matter Lichtschein aus dem mittleren Spalt desselben hervor. Wer mochte so spät dort noch zu schaffen haben? Ein schwaches geheimnisvolles Flüstern klang von innen heraus, aus welchem ihr eigener Name deutlicher vernehmbar war. Mit Gewalt zog es sie dorthin. Der Spalt zwischen den

Thorflügelu war weit genug, um den Einblick in die Scheuer zu ermöglichen. Drinnen in dem Gang zwischen den zu beiden Seiten aufgeschichteten Entvorräten ging eine Frau, welche eine Laterne in der Hand hielt, unruhig auf und nieder; es war Lene. Das Laternenthüchchen stand offen; die Flamme flackerte im Luftzuge hin und her. Unbekümmert darum, daß ein herausfliegendes Fünfchen das größte Unheil anzurichten imstande gewesen wäre, wandte Lene sich bald rechts bald links; bald hielt sie die Laterne hoch empor, bald berührte sie mit ihr den Boden, welcher mit trockenen Halmen ganz und gar bedeckt war. Und dabei bewegte sie unablässig die Lippen im leisen Gemurmel; das Haar hing ihr wirr in die Stirn und ihre Augen glänzten fiebrisch. Dicht an dem Thor, nur durch die Bretter von dem lauschenden Mädchen geschieden, hockte sie nieder und häufelte an dem dort liegenden Stroh herum, jetzt langte sie in die Laterne hinein und hob das darinsteckende Lichtstümpchen heraus. Da geschah von außen ein lauter Schlag dicht neben ihr: es war Marie, die sich nicht anders zu helfen wußte als dadurch, daß sie mit Gewalt die Fäuste gegen das Thor warf. Sie gedachte damit ein Unglück zu verhüten, statt dessen beschleunigte sie es nur. Erschreckt ließ Lene das Licht ins Stroh fallen — ein leises Knistern — eine kleine Rauchwolke, dann züngelte die Flamme empor. In die Hände klatzend, hockte die Bäuerin daneben. Da riß ein kräftiger Arm sie aufwärts und zurück — der Seppel war der Mutter nachgegangen und gottlob noch zur rechten Zeit gekommen. Er riß die Jacke von seinen Schultern herunter, erfaßte einige in der Nähe liegende Säcke, warf sie auf das Feuer und sich dann darüber; noch einige Funken stoben auf, er zertrat sie, dann herrschte tiefe Dunkelheit. „Mutter, Mutter,“ hörte Marie den Burschen mit angstvoll gepreßter Stimme flüstern, „was hast du thun wollen?“

„Seppel, mein armer Bub,“ klang es in der Finsternis zurück, „es war ja nur wegen deiner. In dies Haus hat das Mariele nit dürfen, wegen — du thust ja wissen — und hast es selbst gewünscht, daß es möcht' zusammenbrennen bis auf den letzten Stein, damit wir ein neues müßten aufbauen.“ Dann klangen Schritte nach dem Ausgang zu, gleich darauf war alles still.

An allen Gliedern zitternd, langte Marie auf ihrem Siebelstübchen an. Die Mutter und Anneli, welche unten ihr Quartier hatten, schliefen schon und sie mochte dieselben nicht stören. Die Luft war schwül und drückend; das Wetterleuchten kam näher und näher, dumpf grollender Donner ließ sich in rasch anwachsender Stärke vernehmen. Völlig angekleidet saß Marie auf ihrem Bette und hatte in der Erregung, in welcher sie sich befand, des nahenden Unwetters nicht acht. Was hatte sie eben mit ansehen müssen! Um ihretwillen hätte die arme gestörte Frau fast ein Verbrechen begangen, und dies konnte sich wiederholen, ohne daß eine rettende Hand

der Ausführung zuvorkam. „Lieber Gott,“ betete sie in ihrer Herzensangst kindlich, „lieber Gott, das kannst du doch nit haben wollen! Du kannst ja alles, thu doch ein Wunder in dieser Sach'. Ich möcht' ja so gern das Rechte thun, wenn ich's nur wüßt.“ Ein blendender Blitz, als ginge er dicht vor ihrem Fenster nieder, und das nachfolgende betäubende Knattern des Donners ließen sie auffahren. Auch unten im Haus wurde es lebendig; die Mutter rief die Treppe hinauf: „Mariele, daß du nur da bist! Jesses, das hat im Dorf eingeschlagen.“



Im weiten Halbkreis umtonten die Dorfeinwohner den Flammenherd.

Sie lief hinunter und öffnete die Hausthür; kein Regentropfen fiel vom Himmel. Vom Dorfe her ließ sich Unruhe vernehmen und jetzt deutlich der langgezogene schauerliche Feuerruf. Ja, es hatte eingeschlagen. Der Blitz war in das Wohnhaus des Heißmannshofes gefahren und es brannte in dieser Nacht nieder bis auf den Grund. Zum Glück waren die Bewohner desselben schon vorher wach und völlig angekleidet gewesen, so daß ihnen Zeit genug geblieben war, es rechtzeitig zu verlassen; hätte der Sturm nicht die Flammen nach jener Seite getrieben, wo das Haus frei lag, so hätten leicht Stallungen und die reichgefüllte Scheuer ergriffen werden können, die, gottlob, von dem wütenden Elemente verschont blieben.

Im weiten Halbkreis umstanden die Dorfeinwohner den Flammenherd; überall tönten Rufe des Bedauerns und des Jammers, nur diejenigen, die es am nächsten anging, die Heißmannsleute, schauten ruhig darein.

„Da möcht' man schier gleich auf böse Gedanken kommen,“ flüsterte einer der Umstehenden seinem Nachbar zu. „Ich mein', der Heitzmann thut heut zum erstenmale im Leben lachen.“ „Daß du dich nur nicht verschwäkest,“ mahnte der andere. „Hab' ich doch mit meinen eigenen Augen gesehen, wie der Blitz ins Dach gefahren und wie gleich danach die Flamme ist 'nausgeschlagen.“

Aber recht hatte der erste Sprecher doch: der Heitzmannsbauer hat in dieser Nacht gelacht. Als ihm kurz vorher der Seppel erzählte, wie und wobei er die Mutter betroffen und weshalb sie es hatte thun wollen, da hatte er nicht gelacht, sondern im finstern Zorn und Schmerz die Lippen fest zusammengebissen. Während die Flammen knisterten und das Dach prasselnd zusammenbrach, wandte er sich zu seiner Frau und ihr die Hand reichend, sagte er: „So ist's doch wohl Gott's Will' gewesen, daß das Haus, auf dem der Fluch thut liegen, vom Erdboden soll verschwinden.“

Ein Arm legte sich sanft um der Bäuerin Schulter und eine weiche Stimme bat: „Bleibt nit hier draußen stehen in der Nacht; vergönnt mir's, daß ich Euch darf heimführen in unser Häusle.“ Das Mariele war's, das so sprach, und die Lene folgte ihr gern. Der Seppel gar wollte einen Luchzer thun, aber er verkniff ihn sich noch zur rechten Zeit, zumal die rote Blut noch immer an den Resten von seines Vaters Haus leckte.

„Und Ihr kommt auch nach,“ wandte das Mädchel sich herzhast zu Vater und Sohn, „wenn's Euch recht ist, so eßt Ihr draußen bei uns die Morgensupp.“

Der Bauer nickte nur, aber er kam. Festen Schrittes trat er in das Walbläuserhaus, und als Marie ihm mit herzlichem „Grüß Gott!“ die Hand entgegenhielt, schlug er kräftig ein und hielt die junge, warme einen Augenblick fest. Seppel jedoch begnügte sich nicht mit der Hand, er faßte das Mädchel rundum, hob es von der Diele auf und rief: „Alleweil glaub' ich auch an dein Sprüchle, du!“

„Und so wollen wir denn in Gott's Namen wieder anfangen aufzubauen,“ sagte der Bauer, als er den Löffel weglegte, „aber nit für uns allein.“ Er sah fragend aufs Mariele.

„Ja freilich komm' ich und helf' schicken und richten, weil's doch wohl so sein soll,“ antwortete diese rasch darauf. „Das Annele ist nun auch brav groß geworden und kann der Mutter an die Hand gehen, und der Heitzmannshof ist doch auch nit aus der Welt, so daß ich kann nach dem Rechten schauen.“

Matthe und Lene saßen still dabei und die letztere schaute fast hell und klar aus den Augen.

„Und wenn 's Haus fertig ist, giebt's eine Hochzeit auf dem Hofe, gell, Mariele, gell, Seppel?“ neckte der Bauer schier schelmisch, wie ihn niemals jemand gesehen.

So ist's geworden, und in dem neuen Haus hat der Segen Gottes niemals gefehlt. Ueberrn Thürbalken aber hat das Mariele in schönen Buchstaben schreiben lassen:



Das siebente Gebot.

Der hochwürdige Bischof von Münster hatte sich leztlich auf die Reise gemacht, um allerorts in seinem Bistum das Sakrament der Firmung zu spenden. Zur Abwechslung besuchte er auch die Schulen und fragte die Buben und die Mädchel aus, die darauf wohl vorbereitet waren. So kam er eines Tages auch in einem kleinen Städtlein an ein Mädchen und das fragte er, ob es wohl die zehn Gebote wüßte. „Ei ja,“ war die Antwort, und alsbald begann sie die Gebote flott herzusagen. Die Lehrerin aber war außer sich, daß die Kleine so ganz darauf vergessen hatte, die förmliche Anrede an den hochwürdigen Herrn zu gebrauchen, die ihnen allen doch vorher sorgsam eingebleut worden. Mitten im Herzusagen — und gerade beim siebenten Gebote — traf die Kleine der böse, vorwurfsvolle Blick der Lehrerin, so daß sie ganz erschreckt war und es ihr herausfuhr: „Siebentes, du sollst nicht stehlen, bischöfliche Gnaden!“

Eine Maus als Liebesanwalt.

Ländliche Humoreske von C. Spielmann.



Seine geschlagenen dreißig Sommer schon zählte Frits Brede, der Freischulz vom Bredehof im gesegneten Obotritenlande. Acht volle Jahre auch bereits war er Selbst- und Alleinherrscher auf seinem Hofe, immer noch aber war er unverheiratet, immer noch wirtschaftete er mit der Mutter. Drang diese

in ihn, dem Hofe eine junge Hausfrau zuzuführen, was fast tagtäglich geschah, so lachte er und sagte: „Das hat ja noch Zeit, Mutter.“